

Neu gelesen: Beiträge zur Geschichte der Grundrechte in der frühen Neuzeit

Renate Blickle, Politische Streitkultur in Altbayern. Beiträge zur Geschichte der Grundrechte in der frühen Neuzeit, hg. von Claudia Ulbrich, Michaela Hohkamp und Andrea Griesebner (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte; Bd. 58), Berlin (De Gruyter Oldenbourg) 2017, XII + 226 S., 69,95 €

Im Februar 2018 hatte ich das Vergnügen, Renate Blickle anlässlich eines Memorial-Workshops für Peter Blickle in London kennen zu lernen. Als ich sie auf ihren 2017 erschienenen Band ansprach, den zu rezensieren ich damals bereits zugesagt hatte, meinte sie, es habe einige Überzeugungsarbeit gebraucht, sie vom Sinn und Nutzen dieser Publikation zu überzeugen. Auf meinen fragenden Blick meinte sie: »Möchten sie denn, dass Aufsätze von ihnen ein zweites Mal gedruckt werden?« Solche Bescheidenheit steht quer zum zeitgenössischen Wissenschaftsbetrieb, ist aber sinnfällig für eine ebenso spannende wie inspirierende Historikerin, deren Arbeiten bislang vor allem von einem kleinen Kreis Eingeweihter rezipiert wurde.

Ein Grund dafür, dass Blickles grundlegende Erkenntnisse nicht in den Mainstream des disziplinären Diskurses eingesickert sind, mag daran liegen, dass ihre Aufsätze eher entlegen publiziert wurden. Wenn jetzt eine Auswahl von neun Beiträgen aus den Jahren 1987 bis 2007 in einem Band neu abgedruckt werden, bekommt eine bemerkenswerte Forschungsleistung endlich klare Konturen und die längst verdiente Beachtung.

Die Genese und der gesellschaftliche Stellenwert von Grundrechten in vorrevolutionärer Zeit sind die Leitthemen in Renate Blickles Untersuchungen. Indes fokussiert sie nicht auf ideengeschichtliche Hintergründe, sondern verortet ihren Gegenstand in der »Streitkultur« der ständischen Gesellschaft

Altbayerns. Protest und Rebellion sind klassische Themen der Frühneuzeitforschung sozial- und verfassungsgeschichtlicher Prägung. Blickles Ansätze sind jedoch stark kulturgeschichtlich interessiert, beschreibt sie doch sublime und exaltierte Praktiken des Widerstands in Verbindung mit der (sich wandelnden) Bedeutung grundlegender Begriffe wie »Hausnotdurft«, »Eigentum« oder »Leibeigenschaft«. An diese Themen hält sich denn auch die Textauswahl des Bandes, die in Zusammenarbeit mit der Autorin erfolgte.

Weil bei neun eigenständigen Aufsätzen eine Inhaltszusammenfassung wenig Sinn ergeben würde und eine solche bereits von den Herausgeberinnen in ihrem lesenswerten Vorwort geliefert wurde, fokussieren die folgenden Ausführungen auf ausgewählte Erkenntnisse und allgemeine Charakteristika von Renate Blickles Arbeiten.

1. Alle Texte tasten sich mit untrüglichen Gespür in karstige Forschungsfelder vor, die nicht mit einer üppigen Überlieferung aufwarten. Im Gegenteil lassen zahlreiche quellen- und methodenkritische Bemerkungen darauf schließen, dass zentrale Befunde erst in ausdauernder Auseinandersetzung mit sperrigem Quellenmaterial, das sich den gängigen Rollenzuschreibungen der Ständegesellschaft verweigerte, reifen mussten. Die Überlieferungschancen bäuerlicher Denk- und Handlungsweisen sind *a priori* überschaubar. Werden aber unterschiedliche Quellengattungen und -bestände zusammengedacht, liest sich schließlich völlig plausibel, dass widerständige Bauernschaften in Altbayern strategisch handeln, Suppliken verfassen, ihren Protest effizient und nachhaltig organisieren und überhaupt selber und klug denken konnten. Alles andere als dumme, manipulierbare und in den Fesseln von Patronage und Abhängigkeit gefangene Herrschaftsobjekte, wählten sie Bevollmächtigte, bestimmten Delegationen, setzten Fronstreiks und Konsumboykotte durch, indem sie das Heu der Grundherren auf der Weide verfaulen ließen oder das »liederliche

braune Bier« aus den obrigkeitlichen Brauereien nicht mehr tranken. Sie sammelten Geld zur Deckung der Kosten ihrer Protestaktionen, gingen gegen Abweichler in den eigenen Reihen vor. Auf dieser Folie überrascht nicht, dass sie auch die Techniken symbolischer Kommunikation virtuos beherrschten und ihre Anliegen fallweise sogar mittels theatralischer Schaubilder inszenierten.

2. Dass es Renate Blickle gelingt, bäuerliche Akteursschaft so anschaulich und glaubhaft zu machen, verdankt sich mehreren Aspekten. So etwa dem gleichermaßen narrativen wie reflektierten Duktus der Texte, die souverän zwischen in den Quellen lebensnah beobachteten Details und rechtstheoretischen beziehungsweise allgemeingeschichtlichen Überlegungen oszillieren. In packend erzählten Passagen begegnet Blickle dem historischen Personal mit Empathie, Respekt, Sorgfalt und Phantasie. Sie versteht es, sich in vielschichtige Handlungszusammenhänge hineinzusetzen, die nur verständlich werden, wenn mitgedacht wird, was nicht *expressis verbis* in den Quellen steht. Mehrere Forschergenerationen, bevor dem Paradigma der »Anwesenheit« gehuldigt wurde, beschrieb die Autorin bereits, dass in einem öffentlichen Schwurritual jeder, der »den Stab berührte«, dies vor »den wachsamten Augen aller« tat, wodurch sein Tun »unter der strengen Kontrolle der gesamten Bauernschaft« stand. Und Gleiches habe für das Handeln des Obrigkeitsvertreters gegolten, »wollte er den Widerstand und die Empörung der gesamten Bauernschaft nicht riskieren«.

Warum Bauern Fronpflichten lieber finanziell als in Form von Arbeitsdiensten abgalten, erklärt sich ebenfalls mit Blick auf die konkreten Ausprägungen von Herrschaft. Im Frondienst nahm »untransponierte akute Herrschaft« Gestalt an. Untertanen »zur Arbeit zwingen zu können, hatte auch den Effekt, ihnen, sich selbst und dem Publikum Herrengewalt vorzuführen«. Deren »natürliche Qualität – der verwirklichte Anspruch auf

den Körper eines anderen, auf dessen Kraft, Geschick, Zeit und Aufenthalt, und auf der anderen Seite die (meist) mit dem eigenen Leib erfüllte Arbeitsverpflichtung – machte die Scharwerk zum allergewöhnlichsten Schauplatz direkter Herrschaftsausübung«. Dazu kamen die Konsequenzen für die betroffenen Hauswirtschaften: »Mein Korn oder ihr [der Grundherren] Korn, diese durchaus existentielle Frage stellte sich angesichts der nämlichen Abhängigkeit von Sonnenschein und Regen ganz konkret und Jahr für Jahr aufs neue.«

3. Weil der implizite Gehalt der Quellen in plastische Bilder übersetzt wird, bleibt die historische »Wirklichkeit« auch in analytischen Passagen präsent. Doch abstrakte Gedankengänge werden nicht nur lebensweltlich koloriert, sondern auch auf einprägsame Formeln gebracht. So enden Abwägungen darüber, wie sich die Justizkultur auf die Quellenlage auswirkte, mit dem Satz: »In Bayern machten die Herzöge damals nicht kurzen, sondern gar keinen Prozess«, weshalb zu gütlichen Einigungen kaum etwas überliefert ist. Dass Bauernschaften auch gegen unabänderliche Missstände ankämpften – Kämpfe, die von vornherein verloren waren –, wird damit erklärt, dass der Sinn widerständiger Aktionen schon »mit der Haltung gestiftet« wurde. Und bäuerliche Renitenz nährte sich aus »dem Willen, in Ehre und mit Würde zu leben«. Das Argument findet seinen Beleg in der zeitgenössischen Umschreibung eines würdigen Daseins durch den Schneider von Haag, der seinen Spießgesellen in Erinnerung rief, wenn sie sich nicht zur Wehr setzten, »seien sie nit wert, das sie ufrecht an ein maur prunzen sellen«.

4. Wenn auch der Modebegriff »Diskurs« bei Blickle nur gerade an einer Stelle vorkommt, verdichtet sich in derartigen Passagen das Neben- und Ineinander von Diskursen und Praktiken zu einem unauflösbaren Amalgam. ›Würde‹ etwa definierte sich nicht in modernem Usus legalistisch, sondern darüber, ob die alltäglichen Lebens-

verhältnisse als zumutbar empfunden wurden. Weil die (politische) Sprache in allen untersuchten Fällen als zentrale Praktik in Erscheinung tritt, ist jeder Beitrag um eine klare Begrifflichkeit bemüht, und zwar sowohl der Wissenschafts- als auch der Quellsprache. Die »Entwicklung vom kommentarlosen Handeln zum hochartifizialen Begriffsgeflecht«, mit dem die Bauern über die Zeit mehr und mehr operierten, belegt »die entscheidende Rolle, die der Sprache und der Kommunikation bei der Auseinandersetzung mit der Unfreiheit zukam«. Nicht selten wurde statt um materielle und rechtliche Zustände um Wortbedeutungen und -verwendungen gekämpft, wobei Blickle selbst kleinste semantische Verschiebungen herausarbeitet und plausibel deutet.

5. Diese akribische Quellenarbeit bleibt aber nie isoliert im Einzelfall verhaftet, vielmehr verortet Blickle ihre Befunde minutiös in weit gefassten Forschungskontexten. Die Lektüre auch der Anmerkungen lohnt sich, zumal sich diese nicht auf bloße Nachweise beschränken, sondern abweichende Thesen (selbst)kritisch diskutieren. Dabei werden auch Behauptungen von Lichtgestalten der Disziplin wie Werner Sombart und eingeschliffene Denkmuster samt zugehörigen Terminologien schonungslos in Frage gestellt, umgekehrt aber auch die Leistungen unbekannterer Forscher gebührend gewürdigt.

6. Beiläufig benennt Blickle spannende Ambivalenzen, die komplizierten Handlungsfeldern verdeckt innewohnen. So sei »Öffentlichkeit« der »Regeln und des Handelns« für die »Funktionstüchtigkeit« sozialer und politischer Systeme, die »den Bedingungen der Mündlichkeit und dem Regiment des Herkommens unterliegen«, unentbehrlich. Öffentlichkeit als »Strukturmerkmal« des feudalen Zeitalters liest sich zunächst irritierend und nach nochmaligem Nachdenken ebenso selbstverständlich wie die Beobachtung, ausgerechnet das »Laufen Hof«, das brauchtümliche Vorsprechen der Bauernschaften beim Herrscher, habe

die »institutionelle Zentralisierung des angehenden Staatswesens« stimuliert. Tatsächlich sind die »Tendenzen zum Ausbau zentraler Organe« am frühesten aufgetreten, wo es darum ging, die erzwungenen Audienzen mittels determinierter Abläufe und Routinen zu domestizieren. Wenn spontaner Widerstand zunehmend in administrative Verfahren eingeeht wurde, stärkte dies unter dem Strich die Herrschaft.

7. Blickles eigentliche Forschungsleistung ist ihre kontraintuitive und dennoch überzeugende Erzählung der Entstehung der »westeuropäischen« Variante der Menschenrechte. Sie entwickelten sich nicht »im keimfreien Labor, sondern auf tiefem sozialem Humus« alltäglichen Ringens einfacher Leute um Teilhabe an umstrittenen Ressourcen. Hier hatten Fundamentalrechte wie die »Hausnotdurft«, das daraus hervorgegangene »Eigentum«, verstanden als »freie Verfügungsgewalt« über Dinge, sowie »die Idee des bürgerlichen Individuums« ihre Wurzeln. Das Konzept der Menschenwürde floss aus der manifesten Auflehnung gegen unwürdige Zustände. Grundlegende Normen veränderten sich »durch die Praxis und als Reflex des gesellschaftlichen Wandels und neuer Wertorientierungen. Die Entwicklung wurde nicht von der Philosophie und der Wissenschaft initiiert, sie geschah offensichtlich eher im Gegensatz zur Lehre und außerhalb der Theoriegebäude«. Dass diese materialistisch unterfütterte Ideengeschichte nicht mehr nur aus einzelnen Mosaiksteinchen zusammengetragen und -gedacht werden muss, sondern als veritables Paradigma Gestalt annimmt, ist das Verdienst des vorliegenden Bandes.

8. Dass Herrschaftsverhältnisse in kommunikativen Prozessen modelliert werden, ist spätestens seit dem Band »Empowering Interactions« (2009) kanonisiertes Wissen. Es ist Renate Blickles Verdienst, dass sie *avant la lettre* auf den ständigen »Informationsaustausch über die wesentlichen gesellschaftlichen Probleme« zwischen Gruppen und Ständen hingewiesen und

IOI

die zugehörigen Praktiken beschrieben hat. Weiter hat sie gezeigt, dass ein kulturgeschichtlicher Zugang die harte ökonomische Realität einbegreifen muss und kann. Sie hat damit ein unterdessen allgemein erkanntes Forschungsdesiderat lange vor der Zeit eingelöst und gleich auch mögliche methodische Zugänge entwickelt und durchgespielt. Nimmt man die Ökonomie in den Blick, wird deutlich, dass es jenseits aller Symbolkultur um nichts weniger ging, als die eigenen Lebensgrundlagen gegen usurpatorische Zugriffe feudaler Gewalten zu verteidigen und den Geboten gerechter beziehungsweise fairer Güterverteilung Gehör zu verschaffen.

9. Diese Perspektivierung birgt Potential zur kritischen Reflektion etablierter Makrothesen zum Verhältnis von Individuum und Staat oder dem Wesen von Herrschaft samt angelagerten Paradigmen wie Patronage oder Klientelismus. Darüber hinaus sind Blickles Arbeiten anschlussfähig an neue Forschungsfelder wie *Commons* und *Collective Action*. Diese wiederum finden ihren Widerhall in gesellschaftspolitischen Experimenten der Gegenwart. Weltweit ist eine Renaissance kooperativer beziehungsweise korporativer Gemeinschaften zu erkennen, die gemeinwirtschaftlich kollektive Ressourcen allozieren und bewirtschaften und so der Idee der »Hausnotdurft« in subsistenzökonomischen Projekten neue Geltung verschaffen. Ähnlich den Bauernschaften der frühen Neuzeit kommen sie nicht darum, ihre Stellung gegenüber Markt und Staat zu definieren, durchzusetzen und zu verteidigen. Dabei greifen sie auf Strategien kollektiven Widerstandes zurück, versuchen geltendes Recht zu nutzen oder es zu ihren Gunsten zu modifizieren.

10. An dieser Stelle schließt sich der Bogen zum eingangs erwähnten Peter-Blickle-Gedenk-Workshop. Hinter dessen Titel »European Democracies: Origins, Evolutions, Challenges«, für den Renate Blickle mitverantwortlich zeichnete, stand die Sorge um die Zukunft europäischer Demokratien in Zeiten fulminanten Umbruchs. Man

kann nicht genug daran erinnern, dass sich elementare gesellschaftliche und politische Errungenschaften, die in unseren Breiten plötzlich auf der Kippe zu stehen scheinen, von unten her durchgesetzt wurden. Dass staatliche Instanzen gestern und heute nicht per se zum Wohl der Menschen arbeiten und komplexe Probleme mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln nicht zu lösen vermögen, versteht sich. Unter dem Eindruck generellen Mangels an Gütern, Perspektiven und Rechten nehmen deshalb weltweit ethnische Gruppierungen, Stadtquartiere, Landregionen, Selbsthilfegruppen etc. die Dinge selber in die Hand und entwickeln ihre eigenen Strategien, womit sie unwillkürlich in Konflikt mit dem hegemonialen System geraten. Renate Blickles Aufsätze liefern vielfältige Anknüpfungspunkte, wie selbst unter straffer Herrschaft und in ökonomischen Zwangslagen Lebens- und Partizipationschancen eingefordert werden konnten und immer noch könnten.

DANIEL SCHLÄPPI (BERN)

Biographien des Buches

Ulrike Gleixner / Constanze Baum / Jörn Münkner / Hole Rößler (Hg.), Biographien des Buches (Kulturen des Sammelns. Akteure – Objekte – Medien; Bd. 1), Göttingen (Wallstein) 2017, 477 S., 141 Abb., 49 €

Der Sammelband »Biographien des Buches« ist der Auftaktband einer neuen Reihe der Herzog-August Bibliothek (HAB), die den Titel »Kulturen des Sammelns« trägt. Die Reihe möchte Praktiken des Sammelns thematisieren und greift damit zugleich die neueren Auseinandersetzungen im Themenfeld der Sammlungen und die kulturwissenschaftliche Hinwendung zu Praktiken auf. Der Auftaktband über das Objekt »Buch« vornehmlich in Mittelalter und Früher Neuzeit umfasst 19 Beiträge in deutscher und englischer Sprache und beherbergt neben einigen Abbildungen im Fließtext einen

vierzigseitigen Anhang mit Farbtafeln. Im Zentrum des Bandes steht die Auseinandersetzung mit dem von Igor Kopytoff 1986 entworfenen Konzept der Objektbiographie, das hier aus der Sicht verschiedener Disziplinen und am Beispiel unterschiedlicher, primär mittelalterlicher sowie frühneuzeitlicher Buchobjekte beleuchtet wurde.

Der Band ist in fünf Abschnitte untergliedert, deren Beiträge unterschiedlich intensive Spurensuchen nach »Lebenszeichen« am Objekt vollziehen: Der erste behandelt theoretisch-methodische Grundfragen, der zweite die Gegenüberstellung von Büchern als Einzelstücken und Massenprodukt, der dritte legt den Schwerpunkt auf das Buch als Medium und Akteur, der vierte befasst sich mit dem Transfer von Büchern und den damit oft verbundenen Transformationen, während sich der letzte Abschnitt der Alterung, Vernachlässigung und Zerstörung von Büchern widmet.

Nach einem Essay von William H. Sherman zu bildlichen Marginalien stellt der Beitrag von Ursula Rautenberg einen Kontrapunkt zum Konzept des Bandes her. Sie setzt sich überaus kritisch mit verschiedenen Konzepten der Materiellen Kulturforschung auseinander, so etwa mit der Frage nach der Handlungsmacht von Dingen, mit Objektpraktiken und besonders mit der Objektbiographie beziehungsweise alternativen Begriffen wie etwa dem des Itinerars. Die Autorin erzählt im zweiten Teil ihrer Ausführungen eine Buchgeschichte anhand eines Exemplars des *Herbarius Latinus* (Mainz 1484), dessen Stationen sie vom Druckort bis hin zu seinem Raub aus der Erlanger Universitätsbibliothek um 1960 nachvollzieht. Dabei konstatiert sie abschließend: »Die Stationen dieser Reise wurden geschrieben, ohne das Konzept der Objektbiographie zu bemühen, ohne biographisch-anthropomorphisierende Metaphorik und [ohne] Ausstattung des beobachteten Objekts mit Handlungsmacht.« Die heuristische Herausforderung bei der Rekonstruktion einer Objektbiographie betont auch Claudine Moulin, die von »Bio-

graphemen« als kleinsten bedeutungstragende Indikatoren einer möglichen Geschichte spricht und für eine materiale Archäologie des Buches plädiert.

Petra Feuerstein-Herz diskutiert zu Beginn des zweiten Abschnitts (»Dutzendware – Einzelstück«) den Einfluss einer bibliothekarischen Ordnung und Aufbewahrung auf die Wahrnehmung eines Buches als Einzelstück, die biographischen Zäsuren, die mit dem Transfer von Objekten verbunden sind, die Rolle von Signaturen sowie Spuren der Aneignung und Nutzung. Armin Schlechter befasst sich mit der von ihm empirisch ausgewerteten Nutzungsfrequenz und Nutzungsintensität von Inkunabeln zweier Klosterbibliotheken und achtet dabei besonders auf Spuren der »Vernutzung« wie Anstreichungen, Foliierungen, Inhaltsverzeichnisse und Register, die nachträglich handschriftlich durch Nutzer eingefügt wurden. Von volkscultureller Literatur handelt der Beitrag von Carsten Rohde. Er fragt am Beispiel minderwertiger Druckerzeugnisse nach der Präsenz der Faust-Erzählung in »unterbürgerliche[n] Bevölkerungsschichten«, deren Nutzung und Handhabung im Theater, nach ihrem literarischen Gebrauchswert sowie ihrem »symbolisch-auratischen Sammlungswert«.

Der dritte Abschnitt (»Medium – Akteur«) eröffnet mit der Überprüfung der Lebens- und besonders der Körpermetapher im Zentrum des Beitrags von Patrizia Carmassi. Das Zu-Wort-Kommen der Bücher selbst zeige sich in der Ersten Person Singular in Form von Anweisungen über den angemessenen Umgang mit dem Buchobjekt oder in Widmungen an das Buch als Gesprächs- und Interaktionspartner. Alfred Messerli widmet sich in facettenreicher Weise den »It-Narratives«, in denen Dinge ihre eigene Geschichte erzählen, aber auch mit dem vermeintlich eigenständigen »Sprechen« des Buches. Beide Beiträge setzen sich mit einem rhetorischen Stilmittel als Form der Verlebendigung eines Objekts auseinander, das von der Textebene auf das Objekt über-

tragen werde. Von der Umnutzung eines Schreibkalenders zu reinem Entwurfspapier berichtet der Beitrag von Cornelia Ortlieb. Goethes Ein- und Überschreibungen wandelten den einfachen Kalender in ein »Artefakt der Dichtung« um. Jill Bepler behandelt die geschlechterspezifische Bedeutung und Funktion von Buchbesitz in adelig-weiblichen Kontexten, die damit verbundene Selbstcharakterisierung und -stilisierung, den Versuch didaktischer Einflussnahme durch Schenkungen und Vererbungspraktiken, bei der die spezifische Materialität und besonders die Einbände einen hohen symbolischen Wert hatten.

Der Abschnitt »Transfer – Transformation« beginnt mit einem Artikel von Ulrich Johannes Schneider zur Bedeutung von Schäden wie Wurmfraß, die mitunter einen organischen Nachweis des präzisen (historischen) Aufbewahrungskontexts erbringen. Schneider betrachtet diese und andere Spuren wie etwa Druckstellen als »materiale[n] Mehrwert (...) für Provenienzforscher«. Susanna Brogi beschreibt die »Stationen einer Sammlung von Büchern im Spannungsfeld zwischen privater Nutzung und bibliophiler Leidenschaft« anhand der Bibliothek von Kurt Pinthus, die ihm 1938 ins Exil in die USA und nach dortiger Erweiterung wieder zurück folgte und die als geschlossener Sammlungsbestand und als biografisches Dokument im DLA Marbach aufbewahrt wird. Achatz von Müller denkt über den Zusammenhang zwischen antiquarischem Buchmarkt und dem Informationscharakter der Buchinhalte nach, und damit über den ökonomischen und ästhetischen im Verhältnis oder Gegensatz zum inhaltlichen Wert von Buchobjekten. Das Buch sei ein »Zauberkasten von Wissen und Bedeutung«, es sei »Metapher, Bild oder Repräsentant der inneren und äußeren Welt«.

Der letzte Abschnitt (»Makulierungen – Wiederentdeckungen«) wird von einem Beitrag Andreas Lehnardts eingeleitet, der sich mit der Ablage von materiell ermüdeten Schriften in Synagogen befasst, in de-

nen diese Gegenstände in selten benutzten Orten deponiert und sich selbst überlassen werden. Sobald der Name Gottes in einem Text erscheint, muss nach seiner materiellen Vernutzung das immaterielle Gut des »heiligen Wortes« geschützt werden. Die Beiträge von Christian Heitzmann und Nicholas Pickwoad behandeln unterschiedliche Aspekte von frühen Formen des Recyclings, da mittelalterliche Handschriftenfragmente in der Frühen Neuzeit bis hin zum Beginn des 20. Jahrhunderts in Form von Einbänden oder als (unsichtbare) Teile der Bindungen wiederverwertet wurden. Das inhärente Moment der Zerstörung könne mitunter aus moderner Sicht ein Glücksfall sein, da es das Überleben seltener Schriftfragmente ermöglicht habe.

Zwei Beiträge sind hervorzuheben, weil sie die Materialität der Buchobjekte besonders ernst nehmen und sich dem zukünftigen Leben der Bücher in Form von Digitalisaten widmen. Constanze Baum geht es um die Transformation von »Lettern zu Daten« und die Transformation ins Digitale. Diesem digitalen Hyperraum attestiert die Autorin eine »eigene Form von Materialität und Dimensionalität«, die unser traditionelles Raumverständnis herausfordere und die ähnliche Fragen an das digitale Objekt erlaubten, wie sie an gegenständliche Buchobjekte gestellt würden, »nach Singulären und Unikalen, nach Auflage und Exemplar, nach Konjunkturen und Karrieren«, und in dem Wurmbefall durch Virenbefall ersetzt werde. Das implizite Plädoyer des Beitrags ist es, Digitalisierung neben seinen offensichtlichen Vorteilen nicht als materielle Verlustgeschichte zu verstehen, sondern die neuen Formen der digitalen Materialität zur Kenntnis zu nehmen. Der den Band abschließende Beitrag der Restauratorin Almuth Corbach betreibt explizite »Spurensicherung« am Objekt und erklärt Eigenschaften von Papier, Methoden der Bindung, der Graphikmontierungen, von Kleberückständen und Falzdeformationen, Nutzerspuren und Insektenfraß, spricht von

»Erschließungstiefe« und wie genau Spuren von Buchobjekten in vorab zu entwerfenden Masken erfasst, beschrieben und dokumentiert werden können. Exemplarisch zeigt sie, wie auf diese Weise getrennt vorliegende Buch-Fragmente wieder in ihren ursprünglichen Zusammenhang rekonstruiert werden können. Damit werden sowohl Geschichten einzelner Exemplare, ihrer Sammler sowie ganze Sammlungsbestände erschließbar. Sie schlägt vor, solche »kodikologischen und kunsttechnologischen« Befunde und den Überlieferungszustand im Rahmen bereits existierender virtueller Datenbanken visuell zugänglich zu machen.

Die Vertreter/innen einzelner Disziplinen haben mehrheitlich sehr beeindruckende Befunde aus der Sicht ihrer jeweiligen Perspektive vorgetragen; es obliegt jedoch den Leser/innen, diese Einzelperspektiven zu einem Gesamtbild zusammensetzen, eventuell unter Zuhilfenahme von Lexika zu buchwissenschaftlichen Fachtermini – so jedenfalls erging es der Rezensentin, die eine Buchnutzerin und keine Buchforscherin ist.

Nahezu alle Beiträge haben sich sehr ernsthaft mit dem Konzept der Objektbiographie auseinandergesetzt. Wäre dieser Sammelband auch ohne die Termini »Materielle Kulturforschung« und »Objektbiographie« schreibbar gewesen? Vermutlich. Folgt man der Argumentation der Herausgeber/innen, dann bergen diese Begriffe beziehungsweise Konzepte das Potenzial, den »Fokus auf die prinzipielle Verflochtenheit von Menschen und Dingen« zu legen. Nur wenige Beiträge nehmen jedoch das Angebot des Perspektivwechsels tatsächlich an. Das ist legitim, denn eine Möglichkeit der Befragung aktueller Impulse muss immer sein, deren begrifflichen oder methodischen Angebote in Bezug auf eine sinnvolle Anwendung auf die eigene Disziplin und auf die eigenen Forschungsfragen zu prüfen – oder zu verwerfen.

Logisch nicht konsequent ist das Ausklammern der »materiellen Entstehungs-

zusammenhänge« aus dem Konzept der intuitiv verständlichen Metapher der Objektbiographie, die als »Geburt« eines Gegenstands unbedingt dazugehört. Nur implizit werden sozialhistorisch relevante Fragen nach Verbreitung, Literalität und Leseverhalten, Kauf und Leihverkehr, Messen und Auktionen aufgegriffen. Auch Fragen nach Schutzumschlägen, nach dem alltäglichen Umgang mit Buchobjekten oder nach ihrer artfremden Nutzung (als Stützen oder Auflagen) werden nur am Rande gestreift. Ähnlich interessant wäre ein kunsthistorischer Blick auf die Frage nach der allegorischen Instrumentalisierung von Büchern als Bildgegenständen in Heiligendarstellungen, Autorenportraits oder Stilleben. Egal, wie die Bewertung des Konzepts der »Biographie« von Objekten ausfallen mag, gehörten diese Aspekte unbedingt ebenfalls zur Beziehungs- und Interaktionsgeschichte zwischen Menschen und Buchobjekten.

Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der methodisch-exemplarischen Charakter des Sammelbandes noch klarer im Rahmen eines zumindest rudimentär geführten Vergleichs oder einer Abgrenzung zu anderen Objektgattungen herausgestellt worden wäre. Viele der hier bearbeiteten Aspekte am Beispiel von Buchobjekten treffen auch auf andere Objektgattungen zu. Sie lassen sich nach entsprechender Anpassung übertragen auf den wissenschaftlichen Blick auf und den methodischen Umgang mit Objekten anderer Gattungen. Die Leistung des Bandes besteht einerseits darin, das Konzept der Objektbiographie exemplarisch durchdekliniert zu haben und andererseits in geeigneter wenn auch nicht vollständiger Weise zu zeigen, wie viele verschiedenen Perspektiven sich um eine Objektgattung herum entfalten lassen. Der Sammelband überzeugt durch seine fachliche Breite, seine Interdisziplinarität und den diachronen Zugriff.

ANNETTE C. CREMER (GIESSEN)

Kämpfen um Sold

Benjamin Hitz, Kämpfen um Sold. Eine Alltags- und Sozialgeschichte schweizerischer Söldner in der Frühen Neuzeit, Köln/ Weimar/ Wien (Böhlau) 2015, 385 S., 55 €

Mit seinem Buch reiht sich Benjamin Hitz in die lange bestehende Tradition zur Erforschung der Schweizerischen Reisläufer, so die zeitgenössische Bezeichnung der eidgenössischen Söldner, ein. Wer allerdings hinter der Schrift eine weitere unkritische Studie erwartet, wird positiv überrascht sein. Bereits der Titel hätte inhaltlich treffender kaum gewählt sein können. Auf knapp 400 Seiten problematisiert Hitz die vorherrschende Memorialkultur um das Schweizer Söldnerwesen als limitierte Auseinandersetzung mit der Elite des Solddienstes: den Offizieren.

Hitz hingegen wendet sich dem Alltag der einfachen Söldner zu. Er verweist darauf, »dass die Söldner nicht nur für Sold ins Feld zogen, sondern auch um ihren Sold kämpfen mussten« und wählt einen alltags- und sozialhistorischen Zugang zur Untersuchung dieser These. Die Auswahl seines Ansatzes begründet er durch die »nur wenige[n] Arbeiten [...] mit alltagsgeschichtlicher Ausrichtung« und der dadurch bestehenden »bedeutende[n] Forschungslücke« in diesem Feld. Diese Behauptungen lässt Hitz nicht offen stehen, sondern arbeitet in einem umfangreichen Forschungsüberblick die von ihm ausgemachte Problematik der bisherigen Studien zum Schweizer Söldnerwesen auf. Geschickt rückt Hitz dabei die Auseinandersetzung um das Geld mehr und mehr in den Fokus, wodurch er gezielt seine Analyse vorbereitet.

Das Ziel der Studie ist eine Untersuchung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Söldner und ihres ökonomischen Alltags. Mit diesem sozialhistorischen Ansatz schließt Hitz an Traditionen der neueren Militärgeschichte an. Alltagshistorisch wären tiefere Einblicke in das Leben der einfachen Solda-

ten wünschenswert gewesen, doch aufgrund der Quellenlage fokussiert Hitz vorwiegend auf die sozialgeschichtlichen Aspekte. Diese unterfüttert er mit anschaulich gestalteten Tabellen, die seine Ergebnisse besonders im fünften Kapitel unterfüttern.

Als Quellen seiner *Geschichte von Unten* nutzt Hitz umfassend Gerichtsakten und Ratsprotokolle, in denen die Konflikte festgehalten wurden, die nach der Rückkehr der Söldner in ihrer durch Feldarbeit und Armut geprägten Heimat entstanden. Sie sollen Einblicke in die »Normen und Vorstellungen« der Zeitgenossen geben und Abweichungen davon dokumentieren. Ergänzt werden diese Quellen durch Korrespondenzen ausgewählter Söldnerführer. Den Vorteil seiner Quellen sieht Hitz in der Autonomie der städtischen Gerichtsbarkeit gegenüber der militärinternen Rechtsprechung. Letztere sei oft undokumentiert geblieben und unter dem Abhängigkeitsverhältnis zwischen Söldner und Hauptmann entstanden. Die zeitliche (zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts) und räumliche (Luzern) Konzentration der Studie will der Autor nicht als Lokalgeschichte verstanden wissen, sondern als Beitrag zur neueren Militärgeschichte. Hitz sieht seine Untersuchung »als ein[en] Versuch, die Funktionsweise des Solddienstes an einem konkreten Beispiel möglichst umfassend zu erläutern«. Durch die in ihrer Breite zur Kenntnis genommene Literatur, die Quellenwahl und die Einbettung der Luzerner Verhältnisse in gesamtschweizerische und -europäische Kontexte, gelingt diese Zusammenführung unter dem Begriff des »Söldnermarktes«.

Die Arbeit ist in fünf thematisch geordnete Kapitel gegliedert, denen eine umfassende historische Einordnung vorgeschaltet ist. In dieser liefert Hitz einen Abriss der Entwicklungen und Strukturen des Schweizerischen Reisläuferwesens. Er hebt mit Kriegsdienst, der Auseinandersetzung um die Pensionen sowie der obrigkeitlichen Kontrollversuche des Solddienstes zentrale Gebiete bisheriger Forschungen hervor und setzt die Luzerner

Eigenarten zu dem Schweizerischen System sowie den gesamteuropäischen Entwicklungen im 16. Jahrhundert in Bezug. In diesem Rahmen gelingt es ihm, die Spannungsverhältnisse und Wechselwirkungen von Schweizerischer Innen- und Außenpolitik als gesellschaftlichen Rahmen in seiner Studie nachzuzeichnen, ohne den Blick auf das eigentliche Thema zu verlieren.

Die fünf Kapitel des Hauptteils zeichnen den Alltag der frühneuzeitlichen Söldner nach. In den Kapiteln »Söldneralltag« (Kapitel 3), »Verhältnis zwischen Söldner und Hauptleuten« (Kapitel 4), »Mikroökonomie des Solddienstes« (Kapitel 5), »Verhandlungen über ausstehenden Solddienst« (Kapitel 6) und »Reden über den Solddienst« (Kapitel 7) analysiert Hitz nicht nur das typische Söldnerdasein während eines Kriegszuges, sondern es gelingt ihm auch, die markanten Stationen eines Söldnerlebens zu greifen, die gleichzeitig das größte soziale Konfliktpotential bergen. Die Analyse des Solddienstes wird dabei auch als Werkzeug zur Untersuchung der Gesellschaft im Luzern des 16. Jahrhunderts genutzt. Die soziale und regionale Herkunft der Söldner, meist Söhne von Bauern und Tagelöhnern, war ebenso bedeutsam wie das Netzwerk der Werber und Hauptleute. Den Solddienst versteht Hitz in seiner Studie als Resultat der Auseinandersetzung zwischen dem Dienstgeber, dem Hauptmann und den einzelnen Söldnern, deren Interaktionen durch die Luzerner Obrigkeit, der das Gros der Hauptleute entstammte, kontrolliert und reguliert wurde.

Insgesamt, so stellt Hitz fest, war das *Kämpfen um Sold* ein Resultat unterschiedlicher Interpretationen des Solddienstes. Die normative Ebene und die gelebte wirtschaftliche Praxis unterschieden sich, wobei das Spannungsverhältnis zwischen Söldnern (Lohn), Hauptleuten (Kompaniewirtschaft), Fürst (Sparpotential) und städtischer Obrigkeit (Folgeaufträge) stets zum Nachteil der untergeordneten Ebene(n) abgebaut wurde. Hitz kommt zu dem Schluss, dass Konflikte um den Sold häufig waren und sich in zwei

Kategorien einteilen lassen. Die erste besteht aus Fällen, in denen »der Sold als zu gering betrachtet wurde«, die zweite aus solchen, in denen der zugesagte Sold »nicht eingehalten wurde«. Das Warten auf den – mit zunehmender Kriegsdauer häufiger – ausstehenden Sold bestimmte den Alltag der betroffenen Parteien, der in einen Verteilungskampf zwischen Söldnern, lokalen Lieferanten von Kleidung, Ausrüstung und Nahrung und anderen Gläubigern mündete. Er wirkte durch immer wieder aufkeimende Konflikte und öffentliche Drohungen auf das gesellschaftliche Gefüge in Luzern ein und konnte den Alltag der Betroffenen noch Jahre nach dem Ende der Kampagne bestimmen.

Die Ergebnisse der Studie sind zum Teil vorhersehbar. So überraschen beispielsweise die obrigkeitlichen Interessen an der Weiterführung des Söldnerwesens als lukrative Verdienstmöglichkeit und Instrument sozialer Kontrolle nicht. Auch scheint gelegentlich eine leichte Unschärfe in der Kenntnis der ständisch-hierarchischen Strukturen der frühneuzeitlichen Gesellschaft auf, wenn der Autor von »Asymmetrien im Solddienst« spricht und auf offensichtliche Standesunterschiede hinweist, ohne diese vollumfänglich zu benennen. Wünschenswert, im Sinne eines weiteren Bandes, wäre zur Vervollständigung des Bildes vom *Kämpfen um Sold* darüber hinaus ein Blick auf die Gegenperspektive gewesen, der die mit Durchmärschen und Einquartierung konfrontierten Zivilisten oder die dienstgebenden Fürsten zum Untersuchungsgegenstand macht.

Dennoch hat Hitz eine lesenswerte Studie vorgelegt, die gleichermaßen das Bild vom Alltag des Schweizer Söldners und vom Söldnerwesen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im Allgemeinen weiter ausdifferenziert und kritisch in einen weiteren Kontext einzuordnen versucht. So zeigt die Studie, dass das *Kämpfen um Sold* keineswegs mit dem Auslaufen des Kontrakts endete, sondern vielmehr erst begann. Der Alltag der Söldner, Hauptleute, städtischen Obrigkeit und anderer Personen blieb bis-

weilen über Jahre hinweg durch die Nachwirkungen geprägt. Die dabei auftretenden Spannungen wirkten langfristig in die Gesellschaft hinein. Der Wirtschaftsfaktor Solddienst wird als das Gemeinwohl gefährdender Mechanismus sichtbar.

SVEN PETERSEN (GÖTTINGEN)

108

Mobiler Alltag zwischen Sachsen und Böhmen im 19. Jahrhundert

Katrin Lehnert, Die Un-Ordnung der Grenze. Mobiler Alltag zwischen Sachsen und Böhmen und die Produktion von Migration im 19. Jahrhundert (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde; Bd. 56), Leipzig (Leipziger Universitätsverlag) 2017, 461 S., 64 €

Verfolgt man tagespolitisch aktuelle mediale Diskurse, bedarf eine historische Auseinandersetzung mit den Themenfeldern Grenzziehung, Migration und Arbeit bestimmter Rechtfertigung. Die vorliegende Arbeit widmet sich der sächsisch-böhmischen Grenze und ihrer Bevölkerung im 19. Jahrhundert anhand unpublizierter administrativer und statistischer Quellen staats- (Dresden, Bautzen), diözesan- (Bautzen) und stadtarchivalischer (Zittau) Provenienz, sowie publizierter Quellen (lokale Medien, Gesetzessammlungen, Statistiken, Lexika). Die berücksichtigte, größtenteils deutsch- und englischsprachige Forschungsliteratur kontextualisiert die thematischen und methodischen Felder räumlich und zeitlich breit. Zunächst werden Forschungsstand und design vor allem anhand von Mobilität/Migration einerseits und Grenzraumforschung andererseits reflektiert, wobei der Aspekt historischer Migrationsforschung unübersehbar im Vordergrund steht.

Das Interesse der Autorin gilt dabei vor allem der Spannung zwischen grenzüberschreitendem Alltag einerseits und der Ausbildung von modern-(zwischen)staatlichen, gegenüber kleinräumigeren (Pfarren,

Gemeinden, Herrschaften, Landesgrenzen) und zusehends dominanten Grenzregimes andererseits, sowie der daraus folgenden »Wahrnehmung und Kategorisierung von Migration« unter Mitberücksichtigung sozialer, konfessioneller und sprachlicher Faktoren. Im Vordergrund stehen die Kriterien des veränderten Wohnortes und der Grenzüberschreitung. Weitgehend offen definiert wird hingegen das Kriterium der Dauerhaftigkeit beziehungsweise Temporarität von Mobilität. Das Interesse gilt folgerichtig nicht nur der migrierenden oder mobilen Bevölkerung, sondern berücksichtigt das gesamte Grenzgebiet kontextuell mit. So entwickelt die Arbeit ein Sensorium für diejenigen migrations- und grenzbezogenen Möglichkeitsräume, die sich sozialer und nationaler Kategorisierung weitgehend entziehen.

Im ersten Kapitel wird der historisch-politische Rahmen auf Makro- (Territorium und Grenze generell) und Meso-Ebene (Lage zwischen Oberlausitz und Böhmen) abgesteckt. Im zweiten Kapitel wird dann der konfessionelle Rahmen von Kirchen- und Schulbesuchen über die Grenze hinweg untersucht und im dritten die Wirtschaft zwischen den Begriffen Kontrolle (Zoll) und Eigensinn (Schmuggel) vielschichtig fokussiert. Daran schließen sich Kapitel zur politischen Kontrolle in der Region vor dem Hintergrund einer umfassenden Geschichte des Reisepasses und zu sozialem Raum mit Schwerpunkt auf kleinräumiger und unterschichtiger Arbeitsmobilität an. Das letzte, sechste Kapitel konzentriert sich zwischen den Schlagworten Antislawismus, Migrationskontrolle und Arbeitskampf auf die erst für das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts festgestellte Ethnisierung des untersuchten Raumes. Die Zusammenfassung nimmt dann noch einmal die methodischen Motive von Migration und Grenze auf.

Es entsteht ein buntes, zwischen normativen Vorgaben einerseits und Fallbeispielen von kollektiver/serieller beziehungsweise individueller/einzigartiger Tatsächlichkeit andererseits oszillierendes Bild, das auch den

Titel-Begriff der Un-Ordnung noch einmal mit Sinn besetzt. Die Autorin selber spricht treffend von einem »vom Eigensinn der Akteure zur Autonomie des Alltags« gespannten Bogen, der auch Generalisierungen und Stereotype berücksichtigt. Ferner gelingt eine Mikrohistorie, da mit »Territorialisierung, Säkularisierung, Nationalisierung und Industrialisierung« alle großen strukturellen Neuerungen des 19. Jahrhunderts in der Region gespiegelt und diskutiert werden.

Böhmische Grenzschrützer etwa behaupteten angesichts des leider in der Arbeit nicht datierten Vorwurfs eines sächsischen Grenzbewohners, »Contrabande zu machen, ob auf rechtllichem Weg oder nicht«, den Verlauf der Grenze nicht zu kennen. Sie machten damit deren noch immer fragmentarischen und unklaren Verlauf deutlich, und dies illustriert eindringlich, ein welch langfristiger Prozess Territorialisierung war. Für Nationalisierung und Industrialisierung sei exemplarisch der Fall des sächsischen Arbeiters Friedrich August Wilhelm Friedrich Pfützner von 1890 genannt, dessen Klagen über die Konkurrenten aus Böhmen als »selbstsüchtig, ungeschickt und faul«, als Bettler, Diebe und Spieler, die tschechisch miteinander sprechen, um nicht verstanden zu werden, geradezu ein Mikro-Spiegel dichotomer West-Ost-Wahrnehmung sind. Für die sächsischen Behörden freilich waren böhmische Arbeiter bequemer und nützlicher als die einheimischen und ihre »über-spannte(n) Ansprüche an die Arbeitgeber«.

Konzise Zwischenfazits erleichtern die Verfolgung der Argumentation ebenso wie der großzügige Einsatz von zumeist kartographischem Bildmaterial, Tabellen sowie ein Personen- und ein Ortsnamensregister.

Gerade angesichts der so erfreulich breiten und prozessorientierten Kontextualisierung des Themas zwischen Früher Neuzeit und 20./21. Jahrhundert wären eine konzeptionelle Definition des 19. Jahrhunderts und insbesondere eine Absteckung seines Beginns von Interesse. Ist hinsichtlich des Endes »der weitgehenden Reisefreiheit« mit

dem Ersten Weltkrieg eine denkbar signifikante grenzrelevante Zäsur angesprochen, so ist der Anfang offensichtlich kaum vergleichbar prägnant. Aspekte von Territorialisierung und Mobilitätskontrolle setzen unübersehbar im 17. Jahrhundert ein, konfessionelle Brüche gehen naheliegender Weise auf das 16. Jahrhundert zurück; die großen Verfassungs- (Sachsen 1831, Österreich 1867) und Grenzregulierungsakte (1848) hingegen sind erst in der breiten Mitte des 19. Jahrhunderts zu verorten. Hinsichtlich weiterer zu berücksichtigender Literatur ist es wohl der unglückliche Umstand redaktioneller Gleichzeitigkeit, dass die hochaktuellen Positionen Peter Judsons zur Habsburgermonarchie und Philipp Thers zu einer breiteren Diskussion historischer Migration nicht aufgenommen werden konnten. Für das monumentale, seit 1975 von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch, Helmut Rumpler) herausgegebene Handbuch *Die Habsburger Monarchie 1848–1918* kann diese Begründung jedoch ganz sicher nicht gelten.

Abschließend aber zurück zu den eindeutig überwiegenden Vorzügen: Die Brisanz des Themas hinsichtlich aktueller gesellschaftspolitischer Diskussionen ist schon bestechend, wenn etwa gleich einleitend die Situation der lateinamerikanischen Bevölkerung in den USA aufgerufen oder die Frage von Integration und Überfremdung im Deutschen Kaiserreich um 1900 mit heutigen Diskussionen über den »Rückgang des Deutschtums« in Beziehung gesetzt werden. Es wird offensichtlich, dass eben damals wie heute Reisepass nicht gleich Sprache nicht gleich vorgeblich typische gesellschaftliche Stellung und wirtschaftliche Tätigkeit war beziehungsweise ist. Die Welt, zumal die der Migration, ist komplex und provoziert simplifizierende und gefährliche Lösungsvorschläge – möge die vorliegende Arbeit daher weitere historische Migrations- und Grenzraumstudien samt den dafür nötigen Differenzierungen und Sensibilitäten anregen.

CHRISTOPH AUGUSTYNOWICZ (WIEN)

Fotografisches Handeln im 20. Jahrhundert

Annette Vowinckel, *Agenten der Bilder. Fotografisches Handeln im 20. Jahrhundert, Göttingen (Wallstein) 2016, 480 S., zahlr. Abb., 34,90 €*

IIO

Fotografien sind überall. Wir begegnen ihnen im Alltag, in Zeitungen, auf Internetseiten oder im Fernsehen. Als Passbilder stellen sie nicht nur einen elementaren Teil amtlicher Personaldokumente dar, sie wirken auch identitätsstiftend. Die Belustigung, die beim Blick auf alte Ausweise manchmal entsteht, legt davon ein beredtes Zeugnis ab. Ebenso gehört Fotografieren – seit der Einführung des Smartphones besonders – zu unserem Alltag. Wir halten Alltägliches wie Ungewöhnliches fest, erinnern uns an Etappen unseres Lebens wie an familiäre Mitglieder und Ereignisse via Fotografie. Und wir erinnern fast alle wichtigen Ereignisse und Entwicklungen des vergangenen wie gegenwärtigen Jahrhunderts in Bildern.

Die Verfügbarkeit dieser Bilder, darauf macht Annette Vowinckel aufmerksam, »ist heute so selbstverständlich, dass sie kaum mehr als Besonderheit wahrgenommen wird«. In ihrem Buch *Agenten der Bilder* fragt sie daher, »wie Fotografien im Verlauf des 20. Jahrhunderts den öffentlichen Raum eroberten, [...] wer die Fotografien, wo, wann und in welcher Erwartung platziert und nach welchen Kriterien bestimmte Bilder ausgewählt, vergessen oder verhindert werden«.

Es ist ein beeindruckendes Buch, das Annette Vowinckel vorgelegt hat, nicht nur an Seiten, sondern auch in seinem Anspruch, eine »akteurszentrierte Geschichte der visuellen Öffentlichkeit« des 20. Jahrhunderts in globaler Perspektive zu beschreiben. In sieben Kapiteln widmet sie sich den Akteuren des Bildjournalismus, der zivilen und militärischen Fotografie im Staatsdienst, Fragen der Zensur, Ethik und Evidenz von Bildern sowie der Rolle von Fotografien in Afrika,

in der DDR, in Faschismus und Antifaschismus, im Kalten Krieg, im Vietnamkrieg und bei der öffentlichen Präsenz von Politikern und Politikerinnen. Sie beschreibt dabei nicht nur eine Vielzahl von biografischen Wegen, Arbeitsweisen, Intentionen und professionellen Strategien *behind the scenes*. Die Autorin behandelt auch eine eindrucksvolle Bandbreite an Themen, die von Telefonverbindungen und Kabelnetzen über militärische Geheimhaltung bis hin zu Problematiken der humanitär engagierten Fotografie oder der Protokollfotografie reicht. Sie führt uns dabei an zentrale politische (Kriegs-) Schauplätze in Europa, Asien oder Afrika, wofür sie eine beachtliche Zahl an Quellen in diversen Archiven sichtet. Wer allerdings eine eingehende Analyse der im öffentlichen Raum zirkulierenden Fotografien erwartet, wird wie die Rezensentin enttäuscht. Denn im Zentrum des Buches stehen nicht die Fotografien, sondern jene »Menschen, die als deren »Agenten« auftreten«.

Im ersten Kapitel begründet Vowinckel einleitend diesen Forschungsansatz. Sie verortet ihn zunächst in der Geschichte der politischen Theorie, der sie eine weitgehende Ignoranz gegenüber Bildern bescheinigt. Sie dagegen entwirft Bilder und Bildhandlungen als einen konstitutiven Teil politischer Öffentlichkeit. Bildhandeln beziehungsweise fotografisches Handeln als dessen Spezialform definiert sie als »Handlungen, deren Ziel und Inhalt die Produktion und Zirkulation von Bildern« sei. Damit verfolge sie einen anderen Ansatz als die kunstwissenschaftliche Bildforschung, die den Akzent auf die Bilder und ihr Handlungspotenzial lege (sie nennt hier Bredekamps Bildakt). Sie nehme stattdessen die handelnden Akteure in den Blick mit dem Ziel, eine Geschichte der globalen Öffentlichkeit, vor allem ihrer Institutionen (Presseorgane, Bildagenturen, Zensurbehörden) zu schreiben. Dafür, so ist Vowinckel überzeugt, sei die Geschichtswissenschaft »besser qualifiziert« als die Kunstgeschichte. Sie solle daher mit eigenen Methoden »Themen im Bereich der Bildfor-

schung bearbeiten, die die Nachbardisziplinen gerade nicht abdecken – auch wenn das heißt, dass dafür in großem Umfang Textquellen herangezogen werden«.

Eine solche Positionierung ist zwar legitim, erscheint aber angesichts des doch sehr heterogenen, interdisziplinären Forschungsfeldes eine unnötige Frontstellung. Auch die hier anklingende, nahezu ausschließliche Berücksichtigung schriftlicher Quellen im Buch ist mit Blick auf die zahlreich vorliegenden Studien zur Materialität von Fotografien, die den Wert von Fotografien als historischer Quelle unterstreichen, eher unbefriedigend. Die konkrete Arbeit an und mit Fotografien – von den gewählten Bildmotiven und -ausschnitten über Inskriptionen auf Vorder- und Rückseiten bis hin zur Retusche, mithin alles Bestandteile fotografischen Handelns – nennt Vowinckel in ihrer Einleitung zwar als spezifisches Charakteristikum des dexikalischen Mediums Fotografie, das Wirklichkeit nicht nur abbildet, sondern auch gestaltet. Im Fortgang des Buches aber bilden solche Gestaltungen keine eigene Untersuchungskategorie. Wie aufschlussreich indes die Betrachtung der materialen Foto-Praktiken sein kann, zeigt das Beispiel der Luftaufnahmen des Konzentrationslagers Auschwitz, das Vowinckel im fünften Kapitel zur Frage der fotografischen Evidenz anführt: 1943/44 durch die US-Armee aufgenommen, blieben sie offenbar zunächst unbearbeitet. Erst in den 1970er Jahren wurden sie vergrößert und beschriftet – Bearbeitungsschritte, die für ein gezieltes Bombardement der Anlagen notwendig gewesen wären.

Die materiale Dimension fotografischen Handelns ist ein zentrales Desiderat des Buches, das wiederum selbst auch als ein Kompendium zahlloser Forschungslücken gelesen werden kann. Es widmet sich nicht nur hinsichtlich ihrer Bildpolitik unbearbeiteten Ereignissen wie dem Koreakrieg, sondern benennt auch ganze Fragehorizonte, Gegenstandsbereiche und Quellenbestände, denen bisher zu wenig Beachtung zuteilwurde. So macht Vowinckel in ihrem zweiten

Kapitel zur Entstehung der internationalen Bildöffentlichkeit am Beispiel von *Associated Press* darauf aufmerksam, wie wenig wir über die historische Genese und den Wandel des globalen Bildmarktes, insbesondere über die technischen Voraussetzungen und Infrastrukturen für Bildübertragungen wissen. Sie weist außerdem auf die eurozentristisch geprägte Fotogeschichte hin, die bisher bestimmte Weltregionen überhaupt noch nicht in den Blick genommen hat. Sie beschäftigt sich daher im sechsten Kapitel, wenn auch eher knapp, mit dem Fotojournalismus in Afrika, mit Fokus auf Südafrika und das Apartheid-Regime.

Auch ihre Zusammenstellung von Beispielen zur staatlichen Fotografie im vierten Kapitel ist bemerkenswert, weil systemübergreifend vergleichend. Hierin zeigt sie zum Beispiel Parallelen zwischen der staatlichen Bildproduktion von ADN-Zentralbild der DDR und der *United States Information Agency* auf. Dass ein solcher Vergleich bisher kaum gezogen wurde, führt Vowinckel auf die »Voreingenommenheit der Wissenschaft« zurück.

Zuletzt genannt sei hier auch ihr drittes, sehr ausführliches Kapitel zu den Biografien von Akteuren des Bildjournalismus. Dieses ist trotzdem, wie sie selbst einleitend einräumt, lückenhaft, denn es befasst sich vor allem mit dem (westlichen) Magazinjournalismus zwischen den 1930er und 1980er Jahren und nimmt ausschließlich global agierende, namhafte Akteure, meist Kriegsfotografen und -fotografinnen, in den Blick. Lokale und regionale Akteure fehlen dagegen. Auch nutzt Vowinckel vorwiegend Interviews und Biografien, die sich nicht selten wie »Abenteuerromane« lesen, deren Protagonisten sich als »Robin Hoods der visuellen Welt« gerieren. Eine US-amerikanische Studie von 1982, wonach der Bildjournalismus von »Vorstadtfotografen mit Eigenheim und Carport« dominiert sei, bildet hier einen großartigen Kontrapunkt. Aus den Biografien extrahiert die Autorin zudem eine Reihe von Aussagen, zum Beispiel zur Langeweile

III

oder zum Alkoholkonsum, die für eine noch zu schreibende Alltagsgeschichte des Bildjournalismus überaus nützlich sind.

Das Buch überzeugt vor allem in diesen Passagen, die detail- und kenntnisreich argumentieren, leicht lesbar sind und auch nicht vor ironischen Kommentaren und meinungsstarken Thesen zurückschrecken, an denen sich die geneigte Leserschaft erfreuen oder reiben kann. Anderes hingegen wird nur cursorisch gestreift, manches erschließt sich auch nicht gänzlich. Warum etwa sind Tatortfotografien oder Fotografien von Geheimdiensten (hier der Staatssicherheit der DDR) in das Buch integriert, obwohl sie nicht für die Öffentlichkeit gedacht waren und die angeführten Beispiele wohl auch nicht publiziert wurden? Hier hätte sich die Rezensentin eine stärkere Reflexion der eigenen Auswahl von Fotografien gewünscht oder, genauer, auch von einem Buch erwartet, das den Einsatz von Fotografien als Argument in der Öffentlichkeit untersucht. Dies mag dem Umstand geschuldet sein, dass die Autorin die wissenschaftliche Bild- und Wissensproduktion weitgehend ignoriert. Doch auch diese Leerstellen können als Teil eines Problemaufrisses verstanden werden, den die »Agenten der Bilder« als Forschungslücke auslotet und der gleichzeitig zu weiteren Forschungen wie neuen Fragestellungen anregen will. Dem Plädoyer Annette Vowinkels, sich dieser Forschungslücke stärker zuzuwenden, kann man sich daher unbedingt anschließen und ihr Buch als Nachschlagewerk und Inspiration dafür empfehlen.

FRANKA SCHNEIDER (BERLIN)

Exotisierte Unterhaltung 1920–1960

*Susann Lewerenz, Geteilte Welten. Exotisierte Unterhaltung und Artist*innen of Color in Deutschland 1920-1960 (alltag & kultur; Bd. 15), Köln / Weimar / Wien (Böhlau) 2017, 504 S., 37 s/w-Abb., 70 €*

Über populäre Künste und Vergnügungen in Deutschland des 20. Jahrhunderts haben wir heute zumindest einen grundlegenden Überblick. Zu den ziemlich weißen Flecken der Geschichtsschreibung zählt allerdings bisher das Feld von Varieté, Revue, Zirkus und Rummelplatz. Über dessen dichte Verflechtung mit deutscher Kolonial- und Postkolonialgeschichte ist der Kenntnisstand noch niedriger. Das hat vermutlich damit zu tun, dass im Vergleich zu bisher untersuchten kolonialen Aspekten der Populär- und Konsumkultur (Werbung, Postkarten, »Kolonialwaren«) die Quellensituation des Unterhaltungsgewerbes deutlich schwieriger ist. Umso erfreulicher ist, dass Susann Lewerenz die Mühen nicht gescheut hat und im Ergebnis eine imponierende und eindrucksvolle Sondierung vorlegt; sie verfolgt Schicksale und Strategien »nichtweißer Artist*innen« intensiv und ordnet sie in historische Kontexte ein.

Der Rezensent begibt sich hier sprachlich auf vermintes Gelände. »Weiß« meint weder Hautfarbe noch biologische Zuordnung, vielmehr eine historisch sich verschiebende privilegierte Position in der Gesellschaft. Die Autorin spricht durchgängig von »people of Color« und »Schwarzen Künstler*innen«. Das scheint noch keine praktikable Lösung für das Problem der historisch vergifteten, rassifizierenden deutschen Bezeichnungen, es wird aber hier mangels Alternativen als »Quellenzitat« übernommen.

Die gute Hälfte des Bandes behandelt die Jahre 1933 bis 1945, ein Viertel Kaiserzeit und Weimarer Republik, knapp zehn Prozent die Ausblicke auf DDR und BRD. Insgesamt wird es so möglich, deutliche Kontinuitätslinien der Konstruktion farbiger Exotik von der wilhelminischen kolonialen Ära bis in die Gegenwart plastisch nachzuzeichnen und zugleich die Auswirkungen wechselnder politischer und gesellschaftlicher Konstellationen herauszuarbeiten.

Die Stärke des Buches liegt für den in kolonialhistorischen Fragen wenig bewanderten Rezensenten wesentlich darin, dass es den Funktionen von und den Publikums-

erwartungen an exotisierte Unterhaltung *als Unterhaltung* Rechnung trägt; sie werden als erstrangige Faktoren im politisch-kulturellen Kräftespiel behandelt. Dieses sah in den Perioden eines relativ freien Unterhaltungsmarkts anders als zur NS-Zeit aus. Doch selbst unter den Bedingungen propagandistischer und »rassenpolitischer« Regulierung suchten die politisch Verantwortlichen ein Arrangement mit den Publikumsansprüchen wie mit den Usancen des Vergnügungsbetriebs zur Befriedigung dieser Ansprüche.

Das zweite große Verdienst ist: Susann Lewerenz verfolgt systematisch und in erfolgreicher Perspektivenübernahme, wie die »Artist*innen of Color« unter wechselnden Bedingungen ihren Lebensunterhalt zu sichern suchten, welche Strategien und Arrangements sie dazu wählten, wie sie unter restriktiven und nicht selten entwürdigenden Bedingungen ihre Forderung nach Respekt vorbrachten und so »Momente des Widerpruchs« (Tobias Nagl) praktizierten.

Notwendig und möglich wurde dies durch die stets labile, für die Behörden schwer überschaubare und widersprüchlichen Interventionen ausgesetzte Situation der »Artist*innen of Color«. Sie bildeten selbst eine ausgesprochen diverse Gruppe. In Deutschland arbeiteten Menschen unterschiedlicher Herkunft, die je nach »Hautfarbe« und »Kulturkreis« unterschiedlich behandelt wurden. Verkürzt: »Orientalen« galten als weniger fremd und bedrohlich, während »Schwarze« jeglicher Herkunft in der rassistischen Hierarchie ganz unten standen. Unter Letzteren schuf allerdings der koloniale Status relevante Unterschiede. Wer sich als Bewohner*in deutscher (nach 1918: ehemaliger) Kolonialgebiete glaubhaft machen konnte und die Position des Unterordnung akzeptierenden Kolonialsubjekts einnahm, konnte mit begrenzter Anerkennung und sogar staatlicher Unterstützung rechnen. Es gab internationale Truppen, die in Deutschland gastierten; es gab Migrant*innen, die die deutsche Staatsbürgerschaft hatten; es gab in Deutschland geborene »Schwarze«; und es

gab »weiße« deutsche Künstler, die auf der Bühne als »Schwarze« auftraten. Schließlich machte auch das künstlerische Genre einen Unterschied: »Schwarze«, die als Musiker*innen oder Tänzer*innen im Feld moderner, afroamerikanisch konnotierter Populärkunst arbeiteten, im Jazz etwa, erfuhren stärkere Anfeindungen und im Nationalsozialismus rigidere Repressalien als solche, die in Völkerschauen oder exotisierenden Genres wie als Weltreise inszenierten Revuen tätig waren.

Wesentliche Elemente der rassistisch-ästhetischen Ordnung, in der sich die Artist*innen bewegten, wurden im Kaiserreich geformt. Grundlegend war die evolutionistisch-koloniale Sicht, nach der die beispielsweise in Völkerschauen gezeigten »people of Color« einen niedrigeren Entwicklungsstand, weit entfernt vom zivilisierten Europa, repräsentierten und der verbessernden Anleitung durch die kulturell überlegenen »Weißen« bedurften. Exotisiert als Vertreter fremder Welten wurden auch Künstler*innen, die in Zirkussen und Varietés auftraten. Sie zogen Projektionen von Ursprünglichkeit und sexueller Ungehemmtheit auf sich, die einen wesentlichen Teil ihrer Anziehungskraft ausmachten. Völkerschauen oder auch Revueformate, in denen Artist*innen ferne Erdteile und Kulturen repräsentierten, lieferten Material für ein »visuelles ›popular system of the world« (Paul Bouissac) oder wurden gar als lehrreich aufgewertet.

In der Weimarer Republik wurde antischarzer Rassismus, genährt durch die Empörung über die angebliche »schwarze Schmach« der französischen Kolonialtruppen im Rheinland, im Vergleich zur Vorkriegszeit aggressiver, bis hin zu Auftrittsverboten. Zugleich war das Bild »schwarzer« Künstler*innen im Kontext moderner, »amerikanisierter« Populärkultur hoch umstritten. Es changierte zwischen bis zum Starkult gehender exotisierender Begeisterung einerseits und völkisch-nationalistischer sowie kulturkonservativer Ablehnung andererseits. Mit dem Kolonialrevisionismus traten weitere staatliche und zivilgesellschaftliche

Akteure auf den Plan. Sie verfochten unterschiedliche, teilweise unvereinbare Vorstellungen davon, in welchen Rollen »Artist*innen of Color« und insbesondere ehemalige Kolonialsubjekte für den Kolonialgedanken instrumentalisiert werden sollten. Schließlich wuchs die Zahl der »nichtweißen« Künstler*innen, die dauerhaft in Deutschland lebten beziehungsweise dort geboren und aufgewachsen waren. Angesichts rassistischer Ausgrenzung und der Schwierigkeiten, andere Arbeit zu finden, wandten sich nicht Wenige »ethnischen Nischen« im Unterhaltungssektor zu. So stieg etwa die Zahl der Völkerschau-Truppen deutlich, die von Migranten geleitet wurden und einen Platz zwischen kolonialistischer Mimikry und exotisiertem Unterhaltungsformat suchten.

Die nationalsozialistischen Versuche, das artistische Unterhaltungsgewerbe rassistisch gleichzuschalten, stießen auf erhebliche Schwierigkeiten. Während afroamerikanisch durchdrungene Populärkultur rigide unterbunden wurde, ging man gegenüber Varieté und Revue flexibler vor. Für diese Unternehmen waren nämlich Exotik, internationale Künstlerschaft und mit »Akteur*innen of Color« authentisierte Bilder der bunten Welt unverzichtbarer Teil ihres Geschäftsmodells, das die Behörden mit Blick auf die Stimmung der Bevölkerung auch nicht beseitigen wollten. So arbeiteten sie mehr mit politischem Druck als mit Verboten darauf hin, den Betrieb von Ausländern und vor allem von »schwarzen« Artist*innen zu »säubern« – nicht ohne Erfolg. Konsequente Arbeitsverbote für »schwarze« Künstler*innen wurden aber erst Anfang der 1940er Jahre durchgesetzt.

Die Politisierung der Unterhaltung schuf neue Widersprüche – und damit Möglichkeiten für Artist*innen, zu arbeiten und (selten) eventuell eine eigene Stimme hörbar zu machen. Exemplarisch steht dafür die »Deutsche Afrika-Schau«, ein zunächst privatwirtschaftliches Unternehmen, das seit 1936 von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes gefördert wurde. Hier

finden »Artist*innen of Color« vergleichsweise sichere Arbeit, wenn sie überzeugend die Rolle ehemaliger (und zukünftiger!) Kolonialsubjekte verkörperten. Einige Männer konnten sogar in der Figur des »treuen Askari«, als ehemalige Angehörige von Hilfstruppen in deutschen Afrika-Kolonialgebieten, den Anspruch auf einen anerkannten Platz in der deutschen Volksgemeinschaft artikulieren. Da sie nicht in die Propagandakampagne gegen »schwarze« Kolonialtruppen im französischen Heer passte, wurde die Schau 1940 geschlossen. Als man allerdings im Lauf des Krieges versuchte, Autonomie- und Aufstandsbewegungen in den britischen und französischen Kolonialgebieten zu fördern, erhielten zumindest arabische und indische Schautruppen wieder einen Platz im Unterhaltungsangebot.

Nach 1945 gingen DDR und BRD im Umgang mit »Artist*innen of Color« zunächst durchaus unterschiedliche Wege. Während in der Bundesrepublik keine nennenswerte Abrechnung mit dem Rassismus erfolgte und entsprechende Hierarchien auch im Kultursektor weiterwirkten, vertrat die DDR zumindest programmatisch eine »internationalistische« Position der Beseitigung rassistischer Unterdrückung. Lewerenz skizziert das eher knapp und exemplarisch und hebt dabei einen Widerspruch heraus, der bis heute auch vielen zu schaffen macht, die sich gegen rassistisch eingefärbte und exotisierende Positionierungen insbesondere von »schwarzen« Künstler*innen einsetzen. Immer häufiger handelt es sich dabei um Menschen, die die deutsche Staatsbürgerschaft haben, hier sozialisiert wurden und auch als Deutsche – nicht als hilfsbedürftige Zuwanderer oder Gäste – behandelt werden wollen.

Bei allem Bemühen der Autorin, Handlungsräume und eigensinnige Praktiken von »Artist*innen of Color« sichtbar und ihre Strategien nachvollziehbar zu machen, werden die engen Grenzen dafür unmissverständlich aufgewiesen. Der Band zeichnet vor allem eine Geschichte der Unterdrückung und Marginalisierung, in die ein-

drucksvolle Episoden des Bemühens um Respektiertwerden eingeflochten sind. Die Quellenlage (neben amtlichen Akten und Sammlungen zur Zirkus- und Varietégeschichte vor allem Zeitschriften des Artistengewerbes) erlaubt dabei keine Aussagen über Proportionen; wohl aber schildert Lewerenz einige Berufsbiographien detaillierter und ordnet sie exemplarisch ein. Das führt manchmal zu Redundanzen, macht aber Wesentliches anschaulich und mitfühlbar.

Die umfangreiche Studie entfaltet eindrucksvoll die Facetten des gut gewählten Titels. Über den gesamten Untersuchungszeitraum wurden »Artist*innen of Color« marginalisiert und als nicht zugehörig ausgegrenzt. Zugleich teilten sie dieselbe Welt; sogar die Nationalsozialisten konnten in Deutschland Geborene oder Zuwandernde nicht völlig unsichtbar machen. Die künstlerische Leistung der Artist*innen ist nicht Thema, scheint aber immerhin in einigen Lebensgeschichten auf. Und ganz unaufdringlich, aus den Quellen heraus, werden den Leser*innen die Augen geöffnet dafür, wie zäh die Wahrnehmungsmuster der (post)kolonialen Ordnung sind und dass es für deren Überwindung angesichts der Vielfalt nicht »weißen« Lebens und Arbeitens in Deutschland bis heute keine einfachen Lösungen geben kann.

Die Studie ist klar aufgebaut und damit gut benutzbar. Sie wird insbesondere für die Geschichte der populären Unterhaltung in Deutschland durch ein Register erschlossen, das alle Künstler*innen und Truppen nachweist. Man kann nur hoffen, dass weitere Arbeiten die von Lewerenz eröffneten Perspektiven verfolgen.

KASPAR MAASE (TÜBINGEN)

Jüdische Museen in Ostmitteleuropa (1993–2012)

Katalin Deme, Jüdische Museen in Ostmitteleuropa. Kontinuitäten – Brüche – Neuanfänge: Prag, Budapest, Bratislava (1993–2012) (Veröffentlichungen des Collegium Carolinum; Bd. 133), Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) 2016, 317 S., 50 €

Jüdische Museen Ostmitteleuropas erleben nicht erst seit der Eröffnung neuer Häuser wie dem Museum Oskar Schindler Fabrik in Krakau 2010, dem POLIN-Museum in Warschau 2014 oder dem 2012 in Moskau eröffneten Jüdischen Museum und Zentrum für Toleranz eine Konjunktur als Akteure und Teil geschichtskultureller Debatten sowie als Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung. Wie in ihnen jüdische Geschichte und Kultur erzählt und präsentiert wird, wie sie zu den nationalen Geschichtsnarrativen positioniert sind beziehungsweise in diese eingeschrieben werden, gilt dabei als wichtiger Gradmesser für die Verfasstheit der Geschichtskultur in den jeweiligen Gesellschaften, gerade auch in Hinblick auf ihre (selbst)kritische Auseinandersetzung mit der Geschichte des Holocausts und des Antisemitismus.

Katalin Deme hat nun erstmals eine Monografie vorgelegt, die die Entwicklung von drei jüdischen Museen und ihren Ausstellungen in Ostmitteleuropa in den Jahren der politischen, sozialen und nationalen Transformation nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Staatensystems in den Blick nimmt. Die Geschichte des in den 1990er Jahren in eine gemeinnützige Stiftung überführten Jüdischen Museums Prag sowie des Museums Budapest, das in die Trägerschaft des Dachverbandes der ungarischen Gemeinden rücküberführt wurde, reicht bis in die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg zurück. Das Jüdische Museum Bratislava, eine staatliche Institution, wurde hingegen erst in den 1990er Jahren gegründet. Die Überlegungen zu seiner Gründung reichen aber in

II5

die 1950er Jahren zurück, und große Teile seiner Sammlung stammen von dem 1928 eröffneten Jüdischen Museum Prešov. Diese Auswahl verspricht interessante Erkenntnisse, nicht zuletzt, da in Tschechien, der Slowakei und Ungarn die Transformationsprozesse nach 1989 sehr unterschiedlich verliefen und damit auch die Wege diskursiver Aushandlung einer postsozialistischen Erinnerungskultur, vor allem in Bezug auf den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust, stark voneinander abwichen.

Die Museen werden zunächst ausführlich in drei chronologisch-thematischen Einzelstudien untersucht, die im Wesentlichen drei von der Autorin aufgeworfene Fragenkomplexe umkreisen: Erstens wird danach gefragt, wie die jüdischen Museen als, nach Deme, heterotopische Orte im Sinne Michel Foucaults auf institutioneller, programmatischer wie narrativer Ebene auf den tiefgreifenden Wandel nach 1989 und den Wegfall von »Kontrollmechanismen« sowie »geltenden Darstellungsmustern« reagierten. Zweitens wird thematisiert, welche Konzepte »jüdischer Identität« – von Deme als ethnisch-nationaler Zugehörigkeit verstanden – die Museen zu konstituieren suchen und wie sie versuchen, diese innerhalb der nationalen Geschichtsnarrative zu verorten, beziehungsweise welche »Konzepte nationaler Loyalität« sie diesen entgegenstellen. Drittens geht es um die Verortung des Holocaust innerhalb der jeweiligen Ausstellungsnarrative und den Umgang der Museen mit ihrer eigenen Geschichte, zumindest aber mit der ihrer Sammlungen, die zu großen Teilen als Sammlungen jüdischer Museen der Vorkriegszeit entstanden und denen die Geschichte des Zweiten Weltkriegs sowie des Holocaust damit ebenfalls eingeschrieben ist.

Dem in der Einleitung formulierten Anspruch eines vergleichenden Ansatzes kommt die Arbeit im Wesentlichen in einer bündigen Schlussbetrachtung nach, wobei Bezüge zu Entwicklungen weiterer jüdischer Museen in einem Ausblick zu den Herausforderungen des jüdischen Museumswesens

im 21. Jahrhundert vor allem in Ostmitteleuropa folgen.

Sicherlich sinnvoll ist, dass zu den drei Fallstudien auch je ein Kapitel zur Entstehungsgeschichte dieser Museen und ihrer Sammlungen vor dem Zweiten Weltkrieg und Holocaust sowie während des Sozialismus gehört. Dies zum einen, weil die Autorin immer wieder Fragen nach institutionellen wie konzeptionellen Kontinuitäten der Museen auch in der *longue durée* stellt und nach dem Wandel des Bewusstseins und Umgangs der Häuser mit ihrer (Sammlungs-) Geschichte fragt. Zum anderen fehlen vor allem zu den Jüdischen Museen Budapest und Bratislava bisher noch weitgehend Forschungsarbeiten. Insbesondere die Phase des Sozialismus dient Deme dabei als Vergleichs- und Kontrastfolie für ihre Untersuchung der Prozesse, Diskussionen und musealen Veränderungen der 1990er Jahre. Eine – auch sprachlich – differenziertere Analyse der Arbeit der Museen und ihrer AkteurInnen während des Sozialismus, etwa von den kleinen Handlungsspielräumen und Beispielen einer Gegengeschichte zu den offiziellen sozialistischen Geschichtsnarrativen, wäre jedoch wünschenswert gewesen. So könnte man das 1959 in der Prager Pinkas-Synagoge entstandene Denkmal aus 77.000 Namen der tschechischen Holocaustopfer dann nicht nur als einen »erinnerungskulturellen Konsensbruch« der Museumsleitung verstehen. Vielmehr hätte die Kontextualisierung mit den zu dieser Zeit üblichen Formen der europäischen Holocausterinnerung zeigen können, dass es seiner Zeit im Grunde um Jahrzehnte voraus war.

Umfang und Detailliertheit der Darstellungen der Museumsgeschichte vor 1989 lenken vom eigentlichen Thema der Arbeit und ihrer Fragestellung teilweise eher ab und verwirren über weite Strecken mehr, als dass sie zum Verständnis beitragen, wie etwa der Exkurs über die Leihgabe eines Chanukaleuchters aus der Sammlung des Prager Museums an das Weiße Haus. Eine stärkere Zielgerichtetheit und Beschränkung auf die

Aspekte, die für das eigentliche Thema der Transformationsprozesse und umstände dieser Museen relevant sind, wäre hier hilfreich gewesen. Auch eine differenziertere Methodik der Museumsanalyse, die eben nicht nur die textliche und visuelle Ebene betrachtet, sondern auch die räumliche sowie performative Ebene mit einbezieht, hätte zu einer klareren inhaltlichen Struktur beitragen können, ebenso wie die kritische Schärfung zentraler Begriffskonzepte wie Museum, Akteur, Institution sowie Loyalität und vor allem derjenigen von Erinnerungskultur und Gedächtnispolitik.

Sehr aufschlussreich sind in den drei Fallstudien die jeweiligen Teile zur institutionellen Neuorientierung beziehungsweise Neugründung und inhaltlich-programmatischen (Neu-)Ausrichtung der Museen sowie ihrer Ausstellungen während der politischen, sozialen wie erinnerungskulturellen Transformationsphase der 1990er Jahre. Deme zeigt darin, wie komplex diese Prozesse verliefen und wie sehr sie von äußeren Bedingungen wie etwa den jeweiligen Restitutionsgesetzgebungen, gesellschaftlichen Entwicklungen und beteiligten Personen beeinflusst waren. In allen drei Häusern begannen in dieser Zeit graduell unterschiedlich intensiv verlaufende Reflexionsprozesse über die Darstellung und Verortung jüdischer Geschichte und des Holocaust. Deme untersucht, wie sich diese in den Ausstellungen sowie pädagogischen Konzepten niederschlugen. Deutlich wird dabei, dass 1989 weder in Bezug auf die Erinnerungskultur, noch hinsichtlich der institutionellen Strukturen und der in den Museen beschäftigten AkteurInnen als klare Zäsur verstanden werden kann, sondern vielmehr nur eine Etappe in einem langjährigen, schwierigen und oft kontroversen Prozess darstellt.

Die Veränderungen in den drei Museen seit Anfang der 1990er Jahre können nicht als unabhängige Prozesse betrachtet werden, sondern müssen im Kontext der diskursiven Aushandlungsprozesse um die je neuen, nationalen Geschichtsverständnisse wie auch

die in den 1990er Jahren intensiv einsetzenden Diskussionen einer europäischen Erinnerungskultur an den Holocaust betrachtet werden. Diese werden von der Autorin zwar genannt, eine stärkere und vor allem konsequentere Herausarbeitung in Bezug auf die Ausstellungen und Bildungskonzepte der Museen wäre jedoch wünschenswert.

Schade ist, dass die Autorin in ihrer Arbeit ausschließlich auf publizierte Schriften sowie die recht schmale und zum Teil auch recht alte Sekundärliteratur zurückgreift und weder vorhandene Archivalia, Fotografien, interne Papiere und Protokolle noch Interviews mit AkteurInnen der verschiedenen Seiten einbezieht. Ihre Auswertung hätte einen sehr viel differenzierteren und tieferen Einblick in die vielschichtigen institutionellen wie inhaltlich-konzeptionellen Transformationsprozesse, ebenso wie über die unterschiedlichen Standpunkte, Kontroversen, Konfliktlinien geben können. So bleibt Demes Analyse hier zumeist an der Oberfläche oder übernimmt Standpunkte und Darstellung aus offiziell publizierten Erklärungen, Katalogen oder den Homepages.

Katalin Demes Monografie ist die erste deutschsprachige vergleichend angelegte Arbeit zur Geschichte jüdischer Museen in Ostmitteleuropa und sie bietet einen guten Überblick über deren bisher kaum erforschte Entwicklung. Leider schafft es die Arbeit nur teilweise ihrem eigenen Anspruch gerecht zu werden, die Museen und ihre Ausstellungen konsequent innerhalb der Entwicklungen und Debatten der tschechischen, slowakischen und ungarischen Geschichtskultur nach 1989 zu verankern. Die Museen sind, auch wenn sich zwei von ihnen in Trägerschaft jüdischer Institutionen befinden, weit mehr als ausschließliche Generatoren neuer jüdischer Identitätskonzepte, sondern Ausdruck der geschichtskulturellen Verfasstheit einer Gesellschaft sowie selbst geschichtskulturelle Akteure in diesen.

DOROTHEA WARNECK (HALLE / WEIMAR)